

ben solche Zitate wirklich? Wenn man den extrem polemischen Ton kennt, in dem die beiden größten Bergarbeiterverbände in ihrer Presse und auf Versammlungen aufeinander einschlugen, erscheint die Auseinandersetzung mit der polnischen Gewerkschaft fast als freundlich. Kulczycki bezieht sich zudem vornehmlich auf Debatten, deren xenophobische Ausrichtung ambivalent oder doch zumindest nicht eindeutig war. Das Dilemma gewerkschaftlichen Handelns angesichts einer von den Arbeitgebern aktiv betriebenen Zuwanderungspolitik wird etwa mit der von Kulczycki unterlegten Formel »Klassensolidarität« versus »Xenophobie« nur unzureichend erfaßt. Ist denn eine gewerkschaftliche Arbeitsmarktpolitik, die zu verhindern sucht, daß die Unternehmer mit einer planmäßig von außerhalb des Industriereviere herangezogenen »Reservearmee« die Arbeitsmarktposition der »einheimischen« Arbeiterschaft schwächen, primär und notwendigerweise als fremdenfeindlich zu interpretieren? Kulczycki zieht die Eindeutigkeit von Schuldzuweisungen öfters der differenzierten Auseinandersetzung mit solchen Widersprüchen vor. Bisweilen hat der Autor sein Material auch etwas zu sehr im Sinne seiner Argumentation selektiert. So erweckt er z. B. den Eindruck, als habe Franz Behrens (Geschäftsführer des Gewerkvereins christlicher Bergarbeiter, Reichstagsabgeordneter und Exponent des evangelischen Flügels der christlichen Gewerkschaften) mit seiner Stimmabgabe für den Sprachenparagraphen des Reichsvereinsgesetzes Ziele der christlichen Bergarbeitergewerkschaft verfolgt (S. 217). Bei genauerem Hinsehen beugte sich Behrens erst nach mehreren Versuchen, den Paragraphen zu entschärfen, schließlich der Fraktionsdisziplin. Trotzdem kam er in seiner Gewerkschaft deswegen massiv unter Beschuß und entging nur knapp der Entlassung als Geschäftsführer.

Gänzlich unangebracht erscheint mir der scharf polemische Ton, in dem Kulczycki besonders in der Einleitung und im Schlußkapitel den Historikern der Ruhrarbeiterbewegung unterstellt, sie hätten unreflektiert xenophobe und rassistische Stereotypen übernommen. Immer dann, wenn es um die Auseinandersetzung mit der bisherigen Forschung geht, neigt der Autor dazu, deren Ergebnisse mit »politisch korrektem« Spürsinn auf angeblich fremdenfeindliche Denkmuster abzuklopfen. Mitunter versteigt sich Kulczycki dabei zu abstrusen Wertungen: »The stereotypes of migrants from the East and of their relations with the labor movement remind us disturbingly of earlier generations of historians who excused, and in the case of the Nazis even celebrated, barbarity in the name of a ›civilizing mission‹ in the East.« (S. 4) Etwas weniger Zorn und Eifer hätte der ansonsten über weite Strecken gut lesbaren Studie besser angestanden.

*Michael Schäfer, Bielefeld*

Karin Pauleweit, Dienstmädchen um die Jahrhundertwende. Im Selbstbildnis und im Spiegel der zeitgenössischen Literatur, Peter Lang Verlag, Frankfurt/Main etc. 1993, 283 S., brosch., 84,- DM.

Silke Wehner-Franco, Deutsche Dienstmädchen in Amerika 1850–1914, Waxmann Verlag, Münster etc. 1994, 389 S., brosch., zahlr. Abb., 49,90 DM.

1987 erschien Dorothee Wierlings Untersuchung »Mädchen für Alles«, die bis heute als Standardwerk für die Geschichte der deutschen Dienstmädchen um die letzte Jahrhundertwende zu bezeichnen ist. Die in den folgenden Jahren über dieses Thema veröffentlichten Studien lieferten Ergänzungen (meist regionaler Art), ohne jedoch über die Untersuchung Wierlings methodisch oder inhaltlich hinauszugehen. Welche neuen Erkenntnisse erbringen die beiden hier zu besprechenden Bücher?

Karin Pauleweit untersucht im ersten Teil ihrer Studie die autobiographischen Aufzeichnungen von neun Frauen, die um 1900 (zeitweise) als Dienstmädchen beschäftigt waren. Die Interpretation dieser neun in Stil, Umfang und Intention höchst unterschiedlichen Texte ist jedoch keineswegs ein Novum. Vielmehr wurden sie in allen historischen Studien über die Geschichte der Dienstmädchen herangezogen, eben weil es sich um nahezu die einzigen bekannten Schriftquellen der historischen Subjekte selbst handelt. Das Schreiben (geschweige denn die Veröffentlichung) der eigenen Lebenserinnerungen gehörte in der Regel nicht zum Metier der Dienstmädchen. Allein diese Tatsache fordert zur quellenkritischen Analyse der Aufzeichnungen heraus – Pauleweit jedoch verzichtet darauf und deutet die Quellen als Abbild der historischen Realität. Sie reproduziert die Lebenswege der sich dort darstellenden Frauen, ohne sie mit anderen Quellenbeständen zu vergleichen oder sie in die Ergebnisse der historischen Forschung einzubinden. Auch auf eine linguistische Analyse der autobiographischen Texte, die tatsächlich noch aussteht, verzichtet Pauleweit bedauerlicherweise. Im zweiten Teil der Studie beschreibt die Autorin das Bild der Dienstmädchen in der zeitgenössischen (Wiener und Berliner) Literatur. Sie stellt die Werke von elf Autoren vor und vergleicht abschließend den bürgerlich-literarischen Dienstbotentopos mit den autobiographischen Schilderungen der Dienstmädchen selbst. Ihr Fazit dürfte kaum überraschen. »Der Vergleich von Autorensicht und Dienstbotensicht zeigt«, so Pauleweits Resümee, »daß zwar viele Themen gleichermaßen von beiden Seiten berührt werden, daß jedoch Bewertung und Bedeutung sehr stark differieren können.« (S. 269) Pauleweits Untersuchung bleibt – methodisch und inhaltlich – hinter dem facettenreichen Bild zurück, das Wierling und andere Autoren und Autorinnen von der Lebensrealität der Dienstmädchen um die letzte Jahrhundertwende gezeichnet haben.

Silke Wehner-Franco behandelt in ihrer Dissertation die Geschichte deutscher Dienstmädchen in den Vereinigten Staaten von 1850 bis 1914. Sie beschreibt, nach ausführlicher Diskussion des ihrer Studie zugrundeliegenden Quellenfundus, die Entwicklung des häuslichen Dienstes in den Vereinigten Staaten und die Bedingungen, die die Immigrantinnen bei ihrer Ankunft in den USA vorfanden. Die Mehrheit der allein auswandernden Frauen ging in der »Neuen Welt« in Stellung. Um die Jahrhundertwende betrug ihr Anteil unter den weiblichen Dienstboten der USA 27,6 Prozent. Unter ihnen waren die Irinnen mit 33,7 Prozent die größte Gruppe, gefolgt von den Deutschen mit 27,3 Prozent und den Skandinavierinnen mit 12,8 Prozent (S. 69).

In den Mittelpunkt ihrer Studie stellt Wehner-Franco die Lebens- und Arbeitsbedingungen der deutschen Dienstmädchen in den USA, die sie mit denen im Deutschen Reich vergleicht. Die »german girls«, die von allen Einwanderinnen bevorzugt als Dienstmädchen eingestellt wurden, fanden in den USA nur partiell andere Bedingungen als im Deutschen Reich vor. Grundlegend anders war allerdings ihr rechtlicher Status. Das Fehlen einer Gesindeordnung in den USA wurde von den Dienstmädchen selbst als große Erleichterung empfunden. Sie nutzen den damit einhergehenden Handlungsspielraum zu häufigem Stellenwechsel, sobald sie eine Stellung als unzumutbar empfanden oder sich durch den Wechsel eine Verbesserung ihrer Situation erhofften. Der aufreibende Arbeitsalltag selbst, der sich in beiden Ländern ähnlich gestaltete, gab dazu – hier wie dort – den Ausschlag. Im Unterschied zu ihren Kolleginnen im Deutschen Reich waren die Dienstmädchen in den USA materiell etwas besser gestellt; die Löhne fielen etwas höher aus, die ausgewanderten Frauen lobten in den Briefen nach Hause insbesondere die »gute Kost«, klagten jedoch über die unzureichende Unterbringung. Zwischen Dienstmädchen und Herrschaften bestand – in beiden Staaten – eine (kaum jemals aufgehobene) soziale Distanz, die von den Dienstboten selbst gespürt und mit wachsendem Lebensalter und Diensterfahrung in der Regel auch selbst hergestellt wurde. Die Dienstmädchen knüpften – hier wie dort – unterstützende Kontakte zu an-

deren Dienstboten, verbrachten mit diesen ihre spärliche, mit Entspannung und Zerstreuung ausgefüllte Freizeit. Auch in sozialstruktureller Hinsicht lassen sich zahlreiche Parallelen konstatieren. Bei den Dienstmädchen in den USA handelte es sich – wie auch im Deutschen Reich – überwiegend um junge, ledige Frauen, die aus der Unterschicht stammten und auf dem Lande oder in Kleinstädten groß geworden waren (S. 230). Hier wie dort war der Dienstmädchenberuf als Übergangszeit bis zur eigenen Heirat angelegt, hier wie dort sank der Anteil der weiblichen Dienstboten an der Gesamtzahl der berufstätigen Frauen seit der letzten Jahrhundertmitte stetig und seit dem Ersten Weltkrieg drastisch.

Wehner-Franco materialreiche und quellennah geschriebene Untersuchung zeigt eine Reihe von Ähnlichkeiten in der Lebens- und Beschäftigungssituation von Dienstmädchen im Deutschen Reich bzw. den USA. Die Studie liest sich über weite Strecken wie eine erweiterte (nämlich den Ozean überwindende) Form der von Wierling u.a. beschriebenen »weiblichen Seite« der Industrialisierung, des massenhaften »Zuzuges« junger Frauen vom Land in die Stadt, um hier »in Stellung« zu gehen. Darüber hinaus wird deutlich, daß die jungen, ledigen Immigrantinnen in den Vereinigten Staaten auch einen eigenständigen Akkulturationsprozeß durchliefen, der sich von dem der auswandernden Männer unterschied. Der häusliche Dienst wurde jedoch keineswegs, wie Wehner-Franco in Absetzung von der älteren Forschungsliteratur betont, zum »Ort der schnellen Assimilation« (S. 282). Dazu waren – wie an zahlreichen Einzelbeispielen gezeigt wird – zum einen die sprachlichen und kulturellen Barrieren zu hoch, zum zweiten nutzten die Dienstmädchen selbst die in den USA gebotenen Möglichkeiten für die Durchsetzung eigener Ziele und Orientierungen, die sie bereits aus der alten Heimat mitbrachten. »Ihr Akkulturationsprozeß war«, so Wehner-Franco, »keineswegs einseitig und geradlinig auf die Aufgabe der Ethnizität ausgerichtet, vielmehr erweiterte er maßgeblich ihren Erfahrungshorizont.« (S. 319) Sie beschreibt den Dienstmädchenberuf daher als »idealen Ort der Orientierung« (S. 285) für die jungen Immigrantinnen. Voraussetzungen für das selbstbewußte, die eigene Herkunft nicht verleugnende Auftreten der deutschen Dienstmädchen in den USA waren zum einen die hohe Aufnahmebereitschaft der amerikanischen Gesellschaft gegenüber den deutschen Immigrantinnen, zum zweiten die Unterstützung, die sich die Frauen selbst in ethnischen Gemeinden und Zirkeln schufen. Sie hinterließen in den amerikanischen Familien einen unmittelbaren (oft über die Kinder oder den Speiseplan vermittelten) Eindruck, auch wenn sich dieser nur schlecht messen läßt.

Wehner-Franco kann durch ihre differenzierte Untersuchung, die durch einen umfangreichen statistischen Anhang und zahlreiche Abbildungen abgerundet wird, zeigen, daß diejenigen Frauen, die um die Jahrhundertwende aus Deutschland auswanderten und in den USA in Stellung gingen, eine eigenständige, eine »weibliche« Variante von Migration und Akkulturation durchliefen und gestalteten; sie fügt damit dem Bild der Dienstmädchen um die letzte Jahrhundertwende eine bislang nicht gesehene Facette hinzu.

*Karin Orth, Hamburg*